



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bauditz, Sophus: Der Fremde in Rif.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der Fremde in Rif.

Von Sophus Bauditz. ¶



er Winter 1476—77 war ungewöhnlich mild auf Island. Nur auf den Gipfeln der Berge und in den Schluchten lag Schnee, sonst war alles grün wie im Sommer, und bald nach Neujahr war auch das Meer weit und breit eisfrei. Die Bachstelzen, die sich sonst erst im April dahinauf wagen, zeigten sich schon Mitte Februar, und da die Ankunft dieser Vögel als sicheres Vorzeichen angesehen wird, daß bald ausländische Schiffe zu erwarten sind, so wunderte man sich auch nicht allzusehr, als schon Ende des Monats ein fremdes Fahrzeug bei Rif in Sicht kam.

Rif ist ein Fischerdorf, welches auf der nordwestlichen Spitze des Snejfjälldnäs-Bezirks liegt, der langen, schmalen Halbinsel, die Island nach Westen hin ausstreckt, und die ihren Namen von dem mächtigen Snejfjälldsjöfel hat, der an dem äußersten Ende der Halbinsel emporragt und dessen glänzendweißen Scheitel man meilenweit schimmern sieht. Heutzutage besteht Rif wie alle die andern Dörfer dieses Bezirks nur noch aus einigen armseligen Hütten, aber zu der Zeit, in welcher dieses Histörchen spielt, betrieb man sowohl auf der Nord- wie auf der Südseite der Insel eine einträgliche Fischerei, und von Jahr zu Jahr kamen zahlreichere englische Schiffe dorthin, um die Bewohner mit allen Erfordernissen zu versehen und die getrockneten Fische auszuführen.

Dieser englische Handel, der hauptsächlich durch Schiffe aus London, Hull und Bristol geführt wurde, war jedoch zum größten Teil nicht allein ungesetz- mäßig, sondern nahm sogar oft ein geradezu gewaltthätiges Wesen an, indem die Fremden in dem ungeschützten Lande als verheerende Feinde auftraten und offene Seeräuberei trieben. Es half nichts, daß die dänischen Könige von Grif von Pommern an Verbot auf Verbot gegen den Handel der Fremden richteten und eine Verwahrung nach der andern nach England sandten; es half auch

nichts, daß Christjern I. alle Engländer und Irländer, die ohne seine Erlaubnis Handel trieben, für landflüchtig und friedlos erklärte; der Gewinn bei dem Handel muß wohl so groß gewesen sein, daß man um seinetwillen gern das Leben wagte, das ja überall in jenen unruhigen Zeiten keinen besondern Wert hatte. Auch lag das unglückliche Land so weit entfernt von allem Recht und Gesetz, daß die Verordnungen der Könige eigentlich nichts waren als leere Formeln.

Deswegen giebt uns die Geschichte Islands in jener Zeit ein deutliches Bild der Verwirrung und der Ohnmacht den Fremden gegenüber, das den Norden kennzeichnet: in Dänemark, Norwegen und Schweden trieben die Hansestädte ihren Handel mit List und Gewalt, auf Island traten die Engländer in ihre Fußspuren und erlaubten sich alle die Freiheiten, welche ihnen die Entlegenheit der Insel gestattete.

Und deswegen sahen, wie immer, so auch jetzt, die Bewohner von Rík mit den gemischtesten Gefühlen der Ankunft des fremden Schiffes entgegen, das auf ihre Küste zusteuerte und offenbar ein Engländer war. Sie hatten freilich noch mehr Grund als alle andern, die Engländer als Feinde zu betrachten; war doch hier am Strande, in der nächsten Nähe von Rík, der Lehnsmann des Königs, Björn Thorleifsson, vor ungefähr zehn Jahren von englischen Seeleuten erschlagen worden, deren Übergriffe er zu verhindern gesucht hatte. Ganz entbehren konnte man die Fremden jedoch auch nicht, denn jene Zeiten waren längst verschwunden, wo die Isländer selber ihre Waaren über das Meer geführt und andre dafür heimgebracht hatten. Deswegen fand man sich, wie hart es auch sein mochte, in das Unvermeidliche und beugte geduldig den Nacken unter dem Joche.

Das ist Richard Burlington! Ich kenne das Fahrzeug an dem hohen Vordermast! sagte einer der Männer zu den andern am Strande, während sich der Engländer der Küste näherte.

Das ist ein wahres Glück! meinte ein zweiter. Er sucht wenigstens keinen Streit und handelt ehrlich.

Sa, so ehrlich, wie ein Engländer handeln kann! erwiderte der erste. Er hieß Thorbjörn, war hochbejahrt, trug aber trotzdem seine riesenhafte Gestalt gerade und aufrecht. Traurig, daß es mit uns Isländern so weit gekommen ist, daß wir es dankbar anerkennen, wenn ein Fremder die Gesetze des Landes ehrt! fuhr er schwermütig fort. Das war ein anderer Menschenschlag, der in frühern Jahren hier gewohnt hat!

Das Klägelied hast du nachgerade oft genug gesungen, warf einer der Männer ein.

Wohl möglich! versetzte Thorbjörn. Grund genug habe ich dazu gehabt.

Jetzt steuerte das Schiff in den natürlichen Hafen, der sich bei Rík dadurch gebildet hat, daß sich eine schmale Klippe nach Osten hin im Bogen vorstreckt

und eine kleine Bucht mit einem schmalen Eingang umschließt. Die Schiffe liefen hier mit der Flut ein und lagen während der Ebbe im Trocknen. Es war ein englisches Rauffahrteischiff, wie sie in jener Zeit zu sein pflegten: dickbauchig, mit zwei Masten, die jeder ein paar Raasegel trugen, mit einem offenen Raum in der Mitte und hohen verdeckten Räumen vorn und hinten.

Die Isländer waren behilflich, das Fahrzeug so hoch wie möglich aufs Land zu ziehen, sie wechselten Grüße mit dem Schiffer und seinen Leuten und machten dann dem Ortsvorsteher Platz, der zuerst an Bord ging. Sein Amt war kein leichtes. Er mußte, sobald ein fremdes Schiff landete, mit dem Schiffer die Tage besprechen, nach welcher die Waaren verkauft werden sollten, und da bares Geld selten war, so mußte man sich zur Zahlung der getrockneten Fische bedienen. War man über die Tage, den sogenannten „Kaufsatz,“ einig geworden, so verkündete sie der Ortsvorsteher laut und deutlich und forderte alle auf, sich darnach zu richten. Gleichzeitig wurde an der Handelsstelle eine Fahne aufgesteckt, zum Zeichen, daß der Friede nicht gebrochen werden dürfe, und daß der Markt unter dem Schutze des Gesetzes stehe.

Am nächsten Vormittage kam der Prediger von Ingjaldshol, Sira Sohn, nach Riß hinunter, nicht um Handel zu treiben, sondern um nach Neuigkeiten zu fragen und mit den Engländern zu sprechen. Er war in Schweden geboren, hatte mehrere Jahre im Auslande studirt und sich größtenteils in England aufgehalten, von wo aus er seiner Zeit mit einem der Bischöfe gekommen war, mit denen dies Land die Insel zu versorgen pflegte. Er war ein gelehrter Mann, der nicht allein in der klassischen Literatur bewandert war, sondern der auch eine große Vorliebe für geographische Studien hatte. Nach besten Kräften verfolgte er die Entdeckungen, die auf diesem Gebiete gemacht wurden. Da ihm aber bei der Entlegenheit der Insel jeglicher Verkehr mit studirten Männern fehlte und auch die Erlangung von Büchern zu jenen Zeiten unüberwindliche Schwierigkeiten bot, so konnte er im Grunde sein Wissen nur erweitern, indem er sich mit den Fremden unterhielt, welche die Insel besuchten, und die Mitteilungen, die er durch diese erhielt, waren oft im wahren Sinne des Wortes „Schiffergeschichten.“ So waren im Laufe der Zeit seine geographischen Begriffe zu einem wirren Gemisch von wirklicher Gelehrsamkeit und dichterischen Phantasien geworden.

Er betrachtete seinen Aufenthalt auf Island — wo er bereits zehn Jahre war — als eine Art Verbannung und die Eingebornen als Barbaren. Dies verhinderte ihn aber nicht, seine Gemeinde mit großer Liebe zu umfassen und sein Amt mit treuer Sorgfalt zu üben. Die natürliche Folge davon war, daß die Gemeinde den „englischen Prediger,“ wie er allgemein hieß, sehr gern hatte und seine Absonderlichkeiten, sowie seine Ungewandtheit in der Sprache der Insel mit Nachsicht behandelte.

Als Sira Sohn an jenem Vormittage zu dem Schiffe hinabkam, das jetzt

auf dem Lande stand, und den Schiffer Richard Burlington begrüßen wollte, der ihm aus früheren Jahren wohl bekannt war, erblickte er diesen im Gespräch mit einem Fremden, dessen Kleidung und äußere Erscheinung deutlich zeigten, daß er nicht zur Mannschaft des Schiffes gehörte.

Es war ein schön erwachsener Mann, etwas über Mittelgröße, mit länglichem Gesicht, krummer Nase und hellen Augen. Abgesehen von dem lebhaften Blick derselben, war die dunkle Gesichtsfarbe des Fremden das auffallendste an ihm — sie kennzeichnete ihn als Südländer. Auch war sein Haar, obwohl er kaum dreißig Jahre zählen mochte, bereits völlig ergraut.

Der Schiffer begrüßte den Prediger herzlich und sagte, er komme wie gerufen, er habe gerade mit dem Fremden, den er als den wohlbeden Sir Christoph Dove vorstellte, von ihm gesprochen. Es ist ein vornehmer Portugiese, fügte er leise, zu dem Prediger gewandt, hinzu, der, Gott weiß warum, auf den Einfall gekommen ist, sich hier oben umzusehen. Ich habe ihn für Geld und gute Worte mitgenommen und versprochen, ihm nach besten Kräften behilflich zu sein; jetzt richte ich nun die Bitte an euch, ihn gegen gebührendes Kostgeld während der Monate, wo ich hier liege, bei Euch in Euerm Hause aufzunehmen. Es wird Euch nicht gereuen; er ist eine ehrliche Seele, hat aller Herren Länder bereist, er kann Euch mehr erzählen als ich oder meinesgleichen.

Sira Johns Antlitz strahlte vor Glück bei dem Gedanken an die Aussicht auf diese lehrreichen Gespräche; ehe er sich aber an den Fremden wandte, fragte er den Schiffer noch, ob sein Begleiter auch Englisch spreche. Ja, verständlich kann er sich schon machen, lautete die Antwort, aber Latein spricht er wie ein Geistlicher!

Nachdem er diese in hohem Grade beruhigende Antwort erhalten hatte, drückte Sira John dem Fremden in gewählten lateinischen Worten seine Freude aus, einen so seltenen und ausgezeichneten Gast bei sich zu sehen, und die Hoffnung, daß Sir Dove vorlieb nehmen werde unter seinem bescheidenen Dache.

Der Fremde erwiderte darauf in ebenso schönem und fließendem Latein, wie glücklich er sich schätze, in ultima Thule einen solchen Wirt angetroffen zu haben, und daß er das ihm so freundlich entgegengebrachte Wohlwollen niemals vergessen werde.

Jetzt mischte sich auch der Schiffer in das Gespräch und sagte, daß er am Nachmittage einen Mann mit Sir Doves Kiste nach Ingalbshol senden wolle; dieser könne ihm dann ja auch den Weg zeigen. Der Prediger aber, der froh wie ein Kind war über seine Beute, wollte diese keinen Augenblick aus den Händen lassen und machte dem Fremden deswegen den Vorschlag, ihn gleich auf seinen Pfarrhof zu begleiten. Hiergegen hatte Sir Dove natürlich nichts einzuwenden, und so machten sich denn beide auf den Weg.

Während sie weiter landeinwärts schritten, kam im Süden der mächtige Sneffjaldsjökel mehr und mehr zum Vorschein. Sir Dove fühlte sich tief er-

griffen von dem großartigen Anblick und richtete einige Worte der Bewunderung an seinen Begleiter. Dieser aber, dem die Aussicht etwas alltägliches war, und der eine zu tiefe Verachtung von der Gegend empfand, in der er zu leben verdammt war, ging nicht auf die Äußerungen des Fremden ein. Endlich erreichte man Ingjaldshol. Sira John bezeichnete mit einem Achselzucken und einem halb mitleidigen Lächeln den Pfarrhof als seine Wohnung und bat Sir Dove einzutreten. Er führte ihn ins Wohnzimmer mit der Bitte, es sich so bequem wie möglich zu machen, und verließ ihn dann, um, wie er sagte, für einen Imbiß zu sorgen, in Wirklichkeit aber, um mit Thorbjörn zu sprechen.

Der alte Thorbjörn, der am verfloßenen Tage das englische Schiff schon von weitem erkannt und der seinem Unwillen gegen die Fremden Lust gemacht hatte, war der Hausgenosse des Predigers. Obwohl er einem alten, rühmlich bekannten Geschlecht entstammte, hatte er doch in seinen jungen Jahren lange Reisen mit ausländischen Schiffen gemacht, etwas, was die Isländer im allgemeinen nicht zu thun pflegen. Als er älter geworden war, ließ er sich in der Heimat nieder, und als Sira John Prediger in Ingjaldshol und Froddaa wurde und im Anfang kein isländisches Wort verstand, da trat Thorbjörn trotz seines Fremdenhasses als Dolmetscher zwischen ihm und den Bewohnern der Insel auf. Er nahm seinen Aufenthalt im Pfarrhose, anfänglich nur für eine kurze Zeit; aber er und Sira John konnten einander, trotz der Verschiedenheit ihrer Naturen, ihrer Bildung und ihrer Interessen, nicht mehr entbehren, und so war es denn ganz selbstverständlich, daß Thorbjörn für immer dort blieb. Jetzt besorgte er die Wirtschaft und nahm dem Prediger alle weltlichen Geschäfte ab, die dessen Beruf mit sich brachte. Die langen Winterabende verfloßen beiden verhältnismäßig schnell, denn Thorbjörn erzählte dann von seinen Reisen und von all dem Merkwürdigen, was er erlebt und gesehen hatte, Sira John teilte ihm alles mit, was er gelesen und studirt hatte, ja er lehrte ihm sogar so viel Latein, daß sich der Alte auf eigne Hand mit einem leichteren Schriftsteller beschäftigen konnte.

Im übrigen hatte Thorbjörn nur wenig Verkehr, und Verwandte besaß er nicht. Er unternahm oft lange, einsame Wanderungen, und man konnte ihn an der Küste sitzen und auf das Meer hinausstarren sehen, aber er war verschlossen und wortkarg. Sprach er einmal, so war es sicher, um zu beklagen, daß die Gegenwart so entartet sei, daß ein so jämmerliches Geschlecht die Insel bevölkere. Das mochte natürlich niemand hören, und trotzdem war Thorbjörn, wenn auch nicht beliebt, so doch allgemein geachtet; selbst wenn man ihm nicht einräumen wollte, daß er im Grunde Recht habe, mußte man doch Ehrfurcht vor ihm empfinden, der so die Größe der verschwundenen Zeit in Ehren hielt und sie gleichsam vergegenwärtigte; und dann war man allgemein der Ansicht, daß Thorbjörn entweder einen großen Kummer erlitten habe oder über ein Geheimnis brüte, das alle seine Gedanken in Anspruch nehme.

Es lag dem Pfarrer daran, mit Thorbjörn zu sprechen, ehe dieser den neuen Gast sah, und ehe er erfuhr, daß dieser mehrere Monate in Ingjalsdhol bleiben würde, denn Sira John, der den Haß seines Hausgenossen gegen die Fremden kannte, war nicht sicher, daß Thorbjörn Sir Dove gegenüber seinem Unwillen Bügel anlegen würde, wenn er nicht auf die Anwesenheit desselben vorbereitet war.

Es ging indessen besser, als zu erwarten gewesen war: Thorbjörn erklärte sofort, daß er gegen den Fremden, der ja kein Engländer, sondern ein Portugiese war, nicht mehr habe als gegen alle andern Menschen, und hoch erfreut über den glücklichen Ausgang seiner diplomatischen Sendung kehrte der gute Sira John zu seinem Gaste zurück. (Schluß folgt.)



## Kleinere Mitteilungen.

**Gerichtsvollzieher.** Bei der Erörterung über die Gebührenordnung für Rechtsanwälte und die Aenderung des Gerichtskostengesetzes in der Justizkommission des Reichstages wurde unter andern Fragen der Justizgesetzgebung auch die gegenwärtige Stellung der Gerichtsvollzieher gestreift. Nach Zeitungsmitteilungen sollen die Vertreter der verbündeten Regierungen folgenden Standpunkt in dieser Sache eingenommen haben: Ueber die Abänderung der Einrichtung der Gerichtsvollzieher seien Verhandlungen angeknüpft worden, die aber bisher zu keinem Erfolg geführt hätten. Die Mehrheit der verbündeten Regierungen sei der Ansicht, man müsse der Einrichtung zunächst noch Zeit lassen, sich zu bewähren, ehe man über ihren Wert endgiltig urteilen könne.

Wir sind nun gewiß die letzten, die gleich nach Aenderungen unsrer Gesetzgebung rufen, wenn uns etwas nicht gefällt; wir haben in dieser Zeitschrift vielmehr stets den Standpunkt vertreten, daß gerade in unsrer Gesetzgebung das ewige Aendern vom allergrößten Uebel sei, und daß man lieber etwas weniger Gutes mit in Kauf nehmen solle, als das Rechtsbewußtsein des Volkes durch fortwährendes Experimentiren zu erschüttern. Allein bei aller Aufrechthaltung dieses Standpunktes glauben wir doch fordern zu dürfen, daß bald, möglichst bald, wenn auch nicht Abschaffung, so doch eine durchgreifende Aenderung in der Stellung und namentlich auch in dem Einkommen der Gerichtsvollzieher eintrete. Der Verfasser dieser Zeilen steht mitten in der Praxis. Er bestreitet, wie er das schon früher gethan hat, auch jetzt noch, daß die Gerichtskosten namentlich für kleine und mittlere Sachen, also die große Mehrzahl, zu hoch seien. Die Klagen des Publikums, die deshalb laut werden, richten sich an sich gar nicht gegen die Gerichtskosten allein; sie richten sich gegen die Höhe derjenigen Beträge, die aufgewendet werden müssen, um heutzutage in Deutschland einen Rechtsstreit zu führen und seinen Zweck, nämlich die Herbeiführung des staatlichen Zwanges bei Geltendmachung eines Rechtsanspruchs, zu erreichen. Diese Beträge setzen sich zusammen aus Gerichtskosten, Anwaltsgebühren und Gerichtsvollziehergebühren, von denen die letzteren namentlich bei Zwangsvollstreckungen gar nicht unbedeutend sind. Ermäßigt man einen dieser drei Teile, aus denen sich in den Augen des Publikums die jetzigen